

Auf der Spur anthropologischen Nachholbedarfs.
Beziehungs-Ethik wider überkommene androzentrische Engführung

Skript vom Juli 2014

Inhalt

⇒ Annäherung.....	1
⇒ Vom Holzweg abstrakter Fassung des Begriffs „Mensch“ und der Mißachtung der Geschlechtlichkeit	2
⇒ Fehlleitende abstrakte Ideale – Beispiel: Enthaltung jeglicher Aggression.....	5
⇒ Abstrakte „Tugenden“ im relativierenden Lebens-Kontext	6
⇒ Ideale (Tugenden) und Religion im menschheitlichen Kontext	8
⇒ Ganzheitliche polare Sicht wider entwertende Übertreibung	10
⇒ Gleichstellung von Mann und Frau – Sexualethik auf eigenen Füßen	11
⇒ Abschließende Betrachtung	12

⇒ ANNÄHERUNG

Wie auch immer frau/man(n) zur Forderung einer „inkluisiven“ oder auch „geschlechtergerechten Sprache“ stehen mag, daß sie erst in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts aufkam und erst die gegenwärtige Generation zu aufmerksamerem Sprachgebrauch anhält, wirft auch ein Licht auf die überkommene Geistes-tradition und ihre (männlich dominierten) Denkvorgaben.

Ich will dem im folgenden ein wenig nachgehen. Wenn Sprache Denkstrukturen spiegelt, dann begegnet z.B. mit der Rede von „dem Menschen“ (maskulines Genus!) ja nicht nur die sprachliche Herausforderung, heute auch der Weiblichkeit des Menschenwesens (neutr. Genus) angemessen Rechnung zu tragen. Es taucht darüber hinaus auch die Frage auf, wie weit bis heute männliche Vorherrschaft nicht auch alles Weitere, was zum menschlichen Leben zu sagen ist, unbe-sehen einseitig (und damit unbemerkt auf „Holzwege“ führend) prägte.

Es bleibt nicht ohne Konsequenzen, wenn die Rede vom Menschen von dessen Geschlechtlichkeit absehen zu können meint und unter „Mensch“ ein abstraktes Individuum verhandelt, das von der Tradition her allerdings keineswegs geschlechtslos, sondern männlicher Gestalt ist. Es macht durchaus einen Unterschied, ob man(n)/frau, wo das Menschenwesen als Selbst, als Person und Einzelwesen bzw. Individuum in Blick kommt, auch dessen Zweiergestalt und bi-personale Gewiesenheit sieht, oder ob undifferenzierte (paternal geprägte) Denkstrukturen weiter gepflegt werden, die das unabdingbare polare Zugeordnetsein

der Geschlechter unbeachtet lassen und einen *abstrakten* Begriff vom menschlichen Individuum/Einzelwesen kultivieren, der kritischer Rückkopplung mit realen Gegebenheiten enthebt.

Solange – pointiert gesagt – das Denken, Reden, Schreiben und Lehren den Männern vorbehalten war und „Frauen in der Gemeinde“ zu „schweigen“ hatten¹, konnte niemand einen Widerspruch zu den Lebensgegebenheiten entdecken, wenn ethische Reflexion menschliches Leben allein aus männlicher Sicht verhandelte.² Hätten Frauen bei der biblischen Überlieferung mitgeredet, im letzten Gebot des „Dekalogs“ würde sicher auch „deiner Nächsten Mann“ als verbotener Gegenstand des Begehrens aufgezählt und neben den „Brüdern“ als Adressaten der neutestamentlichen Briefe tauchten sicher auch die „Schwestern“ auf. Über geschlechtergerechte Ansprache mögen offenkundige paternalistische Redelücken geschlossen werden, die Frauen treten gleichwohl erst dann aus dem Schatten der Männer, wenn das kategoriale System die weibliche Perspektive gleichgewichtig berücksichtigt und einäugig androzentrische Sicht schon vom Ansatz her nicht mehr zuläßt.

Noch können freilich Einseitigkeiten des androzentrischen Ansatzes weit in das System des Redens und Denkens hineinragen. Wie denn auch beim Menschen archaische Muster weiterwirken, solange männliche Dominanz bedenkenlos aus der der Frau normalerweise überlegenen Körperkraft des Mannes und seiner Rolle als Beschützer abgeleitet werden kann.

⇒ VOM HOLZWEG ABSTRAKTER FASSUNG DES BEGRIFFS „MENSCH“ UND DER MIBACHTUNG DER GESCHLECHTLICHKEIT

Nicht nur bei der Spezies „Mensch“, sondern bei allen sog. höheren Lebewesen wird alsbald deutlich, daß deren abstrakte Fassung als vereinzelt Individuum die zugehörige Lebenswirklichkeit nicht angemessen umgreift, weil sie vom jeweils unabdingbaren Geschlecht und dessen Begleiterscheinungen absieht. Es „gibt“ „Mensch“ individuell „eigenständig“ nur als Mann *oder* Frau und das „Menschengeschlecht“ nur über die geschlechtliche Vereinigung beider. D.h. die Spezies Mensch ist als „Individuum“, sprich: Einzelwesen, nicht bestandsfähig. Keine menschliche Einzelperson kann menschliches Wesen vollständig umgreifen. Menschliches Wesen begegnet ganz und bestandskräftig nur bi-personal in wechselseitiger Angewiesenheit und Zuordnung von Mann und Frau.

1 Ich lasse hier den Apostel Paulus (1.Kor. 14,33f.) für all die Jahrhunderte sprechen, in denen Frauen anstandslos öffentlich zu sprechen verwehrt war. – Zu „Vater“ Paulus siehe ausführlicher mein Skript von 2011: „Genau hingeschaut – Biblische Texte, die Fragen aufwerfen“, S. 9ff.

2 Sozusagen im Untergrund gab es freilich immer auch das Bewußtsein von der Mitbestimmungsmacht der Frau. „Der Mann der ist der Kopf, der weiß wie es soll gehen – die Frau die ist der Hals, die weiß den Kopf zu drehen“, bemerkt augenzwinkernd der Volksmund. Wie das dann in biblischer Sicht aussieht, bekundet bereits die Sündenfallgeschichte 1.Mose 3.

Paternal, d.h. vom Mann her, geprägte Tradition verstellt diese Tatsache ebenso, wie es eine – vice versa – möglicherweise maternal geprägte tun würde. Das bipersonal bedingte gleichgewichtige Gegenüber von Mann und Frau kommt gar nicht in den Blick, wo *ein* Geschlecht Vorrang erhält bzw. an vorgeordneter Stelle erscheint. Nur im Zuge entsprechender Tradition läßt sich das menschliche Individuum abgesehen von seiner bipersonalen Bezogenheit abhandeln. Entsprechend verengte Tradition verliert bei der Rede von „dem Menschen“ – bezeichnenderweise von seinem Artikel her: männliches Genus! – den Horizont bipersonal zu fassender Menschheit des Menschen und bleibt damit sozusagen eine „halbe Sache“! Wo lebendige Geschlechtlichkeit – im Kontext entsprechend gefaßter Sexual-Ethik – zu überwindenden „niedereren Trieben“ zugeordnet wird, fällt das freilich nicht auf und stört auch niemanden. Wer um *höheren* Menschentums willen grundsätzlich von seiner Geschlechtlichkeit absieht, merkt dann auch nicht, daß er dabei sein Eingebundensein in die Menschheit mißachtet, wenn nicht gar verrät. Immer schon lassen Asketen, während sie selbst höheren Zielen folgen, andere für den Bestand der Menschheit sorgen.³

Naturgegebene Geschlechtlichkeit des Menschenwesens birgt einschließlich genusbedingter Ausstattung unabdingbares Eingebundensein in-Beziehung. Wo auch immer über Gegebenheiten und Prinzipien menschlichen Lebens nachgedacht wird, darf diese Einsicht eigentlich nicht fehlen. Gleichwohl erweckt die philosophische oder auch ethische Tradition den Eindruck, der Mensch könne als Einzel-Individuum „für sich“ abgehandelt werden und seine genusbedingte jeweilige Ausstattung und sein Gegenübersein-in-Beziehung (zum anderen Geschlecht) seien sozusagen Anhängsel, von denen leichthin abzusehen wäre.

Auf der Spur besagter Tradition kommt das lockere Sprichwort vom „kleinen Unterschied“ daher und überspielt die Tatsache, daß nur ideologisch eingeschränkte oder auch psychologisch verkümmerte Wahrnehmung vom „kleinen Unterschied“ reden und diesen gar vernachlässigen kann. Wer ihn dagegen angemessen berücksichtigt, wird hier ausführlich differenzieren. Zum einen sind da die *physiologisch* vorgegebenen spezifischen Geschlechtseigenheiten. Zum anderen begegnet eine Reihe unterschiedlicher *psychologischer* Funktionen („Geistiges“ eingeschlossen!), deren Zuordnung zu Mann oder Frau keineswegs eindeutig festgelegt erscheint, die in jedem Fall aber auf wechselseitige Ergänzung hin angelegt sind.

Wer hier für den Wandel der Zeit und zukunftsfähige Einsichten offen sein will, unterscheidet tunlich etwa zwischen den (die psychologischen Funktionen

³ Siehe z.B. die mönchischen Lebensregeln des originalen Buddha aus dem 6. Jh. v. Chr. – Dazu ausführlicher mein Skript vom März 2013: „Vom Buddhismus und allerlei naheliegenden Beobachtungen ...“

jeweils sortierenden) Sammelbegriffen ‚animus‘ und ‚anima‘⁴ und findet diese – jeweiligen Lebenskonstellationen entsprechend – beim Mann bzw. bei der Frau unterschiedlich stark ausgeprägt. ‚Animus‘ steht dabei für männlich, ‚anima‘ für weiblich bzw. fraulich. Die jeweilige Ausprägung folgt unübersehbar auch Zwängen der Anpassung an gängige „Rollen“-Muster und widerspricht mit deren einseitigen Vorgaben tieferem psychologischem Befund.

Es hat sich inzwischen herumgesprochen, daß die menschliche Natur keineswegs – ich greife hier alte Klischees auf – für Mädchen nur die Farbe rosa und Puppen und für Jungs nur die Farbe himmelblau und Kampfspiel u.s.w. bereithielte. ‚Animus‘ und ‚anima‘ wollen geschlechtsübergreifend gefördert und gleichgewichtig gewürdigt und gepflegt sein. Optimale Ergänzung im Miteinander der Geschlechter setzt lediglich voraus, daß der jeweilige Beitrag den konkreten Erfordernissen der Ergänzung entspricht. Welcher Part dabei jeweils vom Partner wahrgenommen wird, fügt sich in-Beziehung und will gegebenenfalls im einzelnen ausgehandelt werden.

Spätestens, wer unvoreingenommen wahrnimmt, daß die Natur des Menschen im Sonderfall auch Varianten gleichgeschlechtlicher Orientierung einschließlich wechselseitiger sexueller Befriedigung bereithält, kann ‚animus‘ und ‚anima‘ sogar jenseits der physiologischen Ausstattung als entscheidende Faktoren ausmachen. Ist es nicht die Anziehung des *anderen* Geschlechts, muß es die besondere ‚animus‘-, ‚anima‘-Konstellation sein, die eine dauerhaft erfüllende Bindung an das gleichgeschlechtliche Gegenüber ermöglicht.

Das heißt: Ergänzung steht an erster Stelle und kann sich, geht es um deren leibhaftige Vergewisserung im intimen (sexuellen) Vollzug, den leibhaftigen Gegebenheiten anpassen. So wahr leibhaftige Vergewisserung der Verbundenheit (über gegenseitige Berührung) zu jeder dauerhaft tragfähigen bipersonalen Beziehung gehört, so wahr schließt geschlechtlich bestimmte Beziehung auch sexuelle Vergewisserung um aktueller Bestandspflege willen ein – *unabhängig* von der generationsübergreifenden Funktion der Fortpflanzung. Es widerspricht spezifisch menschlicher Anlage/Natur und erscheint weder physio- noch psychologisch angemessen, die dem Menschen eigene Sexualität allein im Dienst der (kreatürlichen) Fortpflanzung gelten zu lassen und von „höherem“ Menschentum abzuspalten. Durchgängige geschlechtliche „Enthaltsamkeit“ blendet fundamentale Ergänzungs- und Beziehungsgewiesenheit aus. Hier wird – pointiert gesagt – nicht Erfüllung oder gar Vollendung, sondern Einschränkung, wenn nicht gar Amputation des Humanum gelebt. Es liegt auf der Linie abstrakter Menschheitsideale, von natürlichen Beziehungsgewiesenheiten abzusehen und Probleme ihrer angemessenen Bewältigung bzw. Gestaltung damit gar nicht erst ins Leben bzw.

4 Die Rede von ‚animus‘ und ‚anima‘ geht auf den Tiefenpsychologen C.G. Jung zurück. Ich nutze sie hier allerdings, wie im weiteren ersichtlich, ohne den Jungschen Hintergrund.

an sich heran kommen zu lassen. Zweifellos birgt „Enthaltbarkeit“ *auch* Möglichkeiten spezieller Erfüllung. Im ungeprüften Widerspruch zum Naturgemäßen pervertiert sie jedoch schnell zur Behinderung – nicht nur des menschlichen Individuums, sondern der *Menschheit*.

⇒ FEHLEITENDE ABSTRAKTE IDEALE – BEISPIEL: ENTHALTUNG JEDLICHER AGGRESSION

Bisher hatte ich dies am Beispiel geschlechtlicher Enthaltbarkeit herausgearbeitet. Die Liste abstrakter Ideale, die menschliches Miteinander einschränken, wenn nicht gar behindern, läßt sich alsbald erweitern. Auch unbedingte Friedfertigkeit bzw. Enthaltung jeglicher Aggression kann z.B. nur dort propagiert werden, wo vitale Begleitbedingungen menschlichen Lebens-in-Beziehung ausgeblendet bleiben.

Im Gegensatz zum Menschen erscheinen im Tierreich, von kleinen Abweichungen abgesehen, geschlechtliche/sexuelle Funktionen allein auf Fortpflanzung ausgerichtet und entsprechend eingefaßt. „Sex“ begegnet hier – kurz gesagt – triebreguliert und von daher ist naturgemäß auch „Enthaltbarkeit“ kein Thema. Entsprechendes ist auch hinsichtlich des Aggressionspotentials zu beobachten. Wo vitale Aggressivität zum Tier gehört, bleibt diese in die Bahnen der Arterhaltung eingefaßt und schießt nicht über diese hinaus. Willkürliche Aggression liegt außerhalb der normalen Anlage des Tieres.

Überschießendes Aggressionspotential unterscheidet den Menschen nicht nur vom Tier. Es birgt neben mannigfaltigen Chancen zugleich entsprechende Probleme und bedarf gezielter Steuerung. Mit dem Gebot „Du sollst nicht töten“ bzw. „morden“ allein ist das nicht getan. Alle Gestalten von *Übergriff* sind des Gegenmittels der Abwehr bedürftig. Daraufhin uneingeschränkte Friedfertigkeit bzw. Enthaltung jeglicher Aggression zum moralischen Ideal menschlichen Miteinanders zu erheben, liegt „klassisch“ geprägtem Denken nahe, geht aber letztlich am konkreten Leben vorbei, weil es, um der Arterhaltung willen Übergriffen wirkungsvoll zu wehren, immer auch vitaler Aktion der Selbstbehauptung bedarf. Kurz: Unbedingte Enthaltung jeglicher Aggression setzt individuellen Lebensvollzug in einem abstrakten Raum voraus, in dem Arterhaltung und natürliches Eingebundensein-in-Beziehung unberücksichtigt bleiben.⁵

5 Die Eingebundenheit in den natürlichen Lebenskontext des Menschen spricht m. E. auch deutlich gegen das Lebens-Ideal der sogenannten Veganer. So hoch das Tötungsverbot bzw. das Gebot, nicht auf Kosten anderer Lebewesen zu leben, einzuschätzen ist – Menschen bleiben „Kreaturen“, haben als solche ihren zoologischen Ort und können sich nicht ohne Schaden aus dessen Gesetz vom „Fressen-und-Gefressen-werden“ ausklinken. Ernährungswissenschaftler weisen auf die Mängel hin, die der totale Verzicht auf „tierische Produkte“ mit sich bringt. Der Verzicht mag das Selbstgefühl der Veganer steigern, wird aber – anthropomorph gesprochen – sicher nicht der wür-

Wer sich um höherer „Tugend“ willen seines Aggressions- bzw. vitalen Selbstbehauptungspotentials begibt, läßt nicht nur Anliegen persönlichen Selbsterhalts hinter sich, er negiert auch alle Beziehungsgegebenheiten, die über sein persönliches Ergehen hinaus – um der Zugehörigkeit zur Menschheit willen – aktive Abwehr möglicher Übergriffe fordern. Auch im Umgang mit seinem vitalen Aggressionspotential begegnet das menschliche Individuum keineswegs allein auf sich selbst gestellt, sondern in-Beziehung eingebunden und hier mit der Frage konfrontiert, ob und wie weit seine Enthaltbarkeit förderlichem Miteinander dient. Eingebundensein in-Beziehung *relativiert* unausweichlich Ideale, die ein ausschließlich auf die Vollendung des Individuums abgestellter „Tugend“-Katalog bereit hält, und macht diesen fragwürdig.

⇒ ABSTRAKTE „TUGENDEN“ IM RELATIVIERENDEN LEBENS-KONTEXT

Der bei ethischen Erwägungen auch heute noch geläufige Begriff der „Tugend“ führt alsbald zu den Wurzeln abendländischer Philosophie und aus der Antike (Platon/Aristoteles) überkommenen ethischen Leitvorstellungen. „Tugend“ (griech.: ἀρετή (,aretè’) – original ≈ „Wohlverhalten“ –, lat.: virtus) bezeichnet allgemein eine vorbildliche Grundhaltung, die auf Verwirklichung des Guten ausgerichtet und zu dieser tauglich⁶ ist. Platon wie Aristoteles zielen dabei selbstverständlich auf das lebensstüchtige Gemeinwesen. Daß es für sie hier allein auf die Männer ankommt, bekundet ihre Begriffswahl. Zu den vier sogenannten „Kardinaltugenden“ Platons zählt neben den mit „Besonnenheit“ („Mäßigung“), „Klugheit“ („Weisheit“) und „Gerechtigkeit“ übersetzten „Tugenden“ die „ἀνδρεία“ (,andreaia’), die, genau genommen, mit „Mannhaftigkeit“ zu übersetzen wäre, weniger eindeutig aber mit „Tapferkeit“ wiedergegeben wird. In der lateinischen Überlieferung erscheint gar „Tugend“ = ‚virtus‘ sprachlich identisch mit „Mannhaftigkeit“.

Auf der von den „Vätern“ angelegten Spur treibt die Lehre von den Tugenden dementsprechend ihre eigenen Blüten. Kirchenlehrer Thomas von Aquin fügt im 13. Jh. den vier „Kardinaltugenden“ die drei „*theologischen*“ bzw. „*göttlichen*“ Tugenden“ „Glaube“ (,fides’), „Liebe“ (,caritas’) und „Hoffnung“ (,spes’) hinzu und prägt, diese den „sittlichen“ Kardinaltugenden überordnend, damit bis heute den „Katechismus der Katholischen Kirche“. Dergestalt dogmatisch verwickelt spitzt sich die Vorstellung von „Tugend“ dann freilich zu einer nur mit Gottes Hilfe zu erbringenden Leistung zu.

devollen Rolle der tierischen Mitkreatur als lebensspendendes Glied in der Nahrungskette gerecht.

6 Das althochdeutsche ‚tugund‘ transportiert die Bedeutung von ‚tüchtig‘, ‚brauchbar‘, ‚tauglich‘.

In volkstümlichem Umfeld kann sich daraufhin mit dem Gebrauch des Wortes ein unechter Geschmack verbinden.⁷ Im seriösen ethischen Diskurs gewinnen sogenannte Tugenden nunmehr unverkennbar überhöhte, d.h. idealische Gestalt. Krönt „Glaube“ im Sinne der Kirchenlehre den „Tugendkatalog“, wandern „Unglaube“ und „Zweifel“ unter den entsprechenden Bedingungen in den „Lasterkatalog“. Führt „Nächstenliebe“ („caritas“) den Katalog „christlicher Werte“ an, erscheint „Selbstliebe“ grundsätzlich fragwürdig, solange ihr kein eigener Wert zugeschrieben werden kann.

Anschaulich werden im Kontext säkularer Ethik die Begleiterscheinungen idealischer Fassung der „Tugenden“ z.B. auch an der Weise, wie abstrakt Immanuel Kant von „Menschheit“ redet und wie *unbedingt* er daraufhin etwa die *Tugend der Wahrhaftigkeit* faßt. Kant eignet dem Begriff der *Menschheit* keine über die individuelle Person hinausweisende und diese in einen mehrdimensionalen Beziehungszusammenhang stellende Qualität zu. In Kants *Menschheit* begegnet das Individuum allein sich selbst bzw. der abstrakten Verallgemeinerung seiner Selbst.⁸ Weil das so ist, kann es auch keinerlei Relativierung der moralischen Maxime, stets die Wahrheit zu sagen und sich jeder Lüge zu enthalten, geben. Ausdrücklich läßt Kant 1797 „ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen“, nicht gelten.⁹

Beziehungsgebundenheit menschlichen Lebens widerspricht dem abstrakten Ansatz beim solitär gefaßten Individuum und aus ihm entwickelten absoluten „moralischen“ Idealen. Daß Wahrhaftigkeit – auch sich selbst gegenüber! – zu den Säulen gelingenden menschlichen Zusammenlebens zählt, wird kein vernünftiger Mensch bestreiten. Ihre konkrete Pflege bleibt indes vom Lebenskontext und umgebender Konvention abhängig und fügt sich nicht einfach einem entsprechend maß-losen bzw. absoluten Entweder-Oder-Muster.

Was sich hier exemplarisch für den Umgang mit der Tugend der *Wahrhaftigkeit* abzeichnet, gilt – schreite ich den klassischen Tugendkatalog ab – gleichermaßen für den Umgang mit *Gerechtigkeit*. ‚Fiat iustitia – pereat mundus‘. Das alte Sprichwort bringt es auf den Punkt: Wo Gerechtigkeit uneingeschränkt, d.h. absolut und von allen menschlichen Beziehungsgegebenheiten abgesehen, exekutiert wird, geht Lebenswelt sprichwörtlich zugrunde. Es kann gedeihliches Leben nur im Verein mit mindestens einer die Gerechtigkeit relativierenden Partnertugend

7 Der „Tugendbold“ erscheint in mehrfacher Hinsicht fragwürdig!

8 Ich zitiere aus Kants „Metaphysik der Sitten“: „Die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst, bloß als moralisches Wesen betrachtet (die Menschheit in seiner Person), ist das Widerspiel der Wahrhaftigkeit: die Lüge“. Digitale Bibliothek Sonderband: Kant: Werke, S. 4036; vgl. Immanuel Kant: Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977, Bd. 8, S. 562.

9 Siehe Immanuel Kant: „Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen“. Digitale Bibliothek a.a.O. S. 3637ff.; vgl. Immanuel Kant: Werke in zwölf Bänden. a.a.O. S. 636ff.

geben.¹⁰ So gewichtig die *eine* Tugend ist, sie bedarf letztlich des Gegengewichts, wenn das Leben nicht auf eine abschüssige Ebene geraten soll. Nur, wer einen abstrakten Begriff vom Menschenwesen pflegt und das menschliche „Individuum“ aus seiner Beziehungsgebundenheit herauslöst, kann unausgewogener Tugendpflege persönliche Erfüllung abgewinnen.

Dem lebensverbundenen Gegenüber von ‚animus‘ und ‚anima‘ entspricht die polare Zugewiesenheit lebensförderlicher Tugenden. Allein für sich und ohne „fraulichen“ Gegenpol, treibt klassische ‚Virtus‘ („Mannhaftigkeit“)-Lehre leicht zerstörerische Blüten. Das hier formulierte Polaritätsprinzip ergibt sich für zwei-äugigen Blick bereits aus den Gegebenheiten des Menschenwesens. Auf überkommener Spur bleibt dieser Blick bis hinein in die idealistisch geprägte Normenethik verstellt.

⇒ IDEALE (TUGENDEN) UND RELIGION IM MENSCHHEITLICHEN KONTEXT

Im Zusammenhang biblisch geprägter Ethik erscheint seit alters „Barmherzigkeit“ der „Gerechtigkeit“ als relativierende Schwesterntugend zugeordnet. Doch wie weit reicht das? Wie weit wirkt etwa „Besonnenheit“ an der Seite des „Glaubens“, der von der Glaubenslehre her als „Ober-Tugend“ verstanden wird, sobald der *menschheitliche* Horizont über die Verbundenheit durch das gleiche Glaubensbekenntnis bzw. die gleiche Religion oder „Weltanschauung“ hinausgeht? Daß „Glaube“ an der Spitze eines Wertekatalogs zu einer Ideologie werden kann, die übergreifende Humanität verhindert, erweist die Geschichte der Menschheit. Auch Glaubenssysteme bedürfen der Relativierung. Anders ist tragfähiges Welt-Ethos angesichts unterschiedlicher Ausprägung von Religion nicht zu gewinnen.

Ethik verhandelt das Hineingestelltsein in einen mehrdimensionalen Beziehungs-Zusammenhang mit allen seinen Konsequenzen und entwickelt Kriterien bestmöglichen Miteinanders. Wie bedeutsam die Beziehung zur natürlichen Mit- und Umwelt ist, vermittelte sich Naturvölkern in ihrer Abhängigkeit von eben dieser sozusagen im Alltag ihres Lebensvollzugs. Für sie lag dem entsprechend auch nahe, ihre Religion an Naturerscheinungen festzumachen.

Wo die Schwelle zum Monotheismus überschritten wird, lauert auf der Linie zunehmender „Zivilisation“ nicht nur die Möglichkeit „atheistischer“ Entgötterung der Welt, sondern auch der Verlust tieferen ökologischen Bewußtseins. Bestimmt qualifizierte „Aufklärung“ die weitere Geistesentwicklung, folgen auf ihrer Spur nicht nur die Wiederentdeckung ökologischer Zusammenhänge und das Gebot, im ureigenen Interesse achtsam mit der „Umwelt“ (als Beziehungspartner) umzugehen. Auch ein differenziertes Verständnis von „Religion“ als

¹⁰ Ausführlich dazu schon mein Skript vom März 2001: „Zum rechten Verständnis der Barmherzigkeit Gottes ...“

„Glaube“ bzw. persönliche Gottes-Beziehung stellt sich ein. Weil (religiöser) „Glaube“ in seinem Kern – bildlich gesprochen – Herzenssache, d.h. ein höchst persönliches Beziehungsphänomen ist, kann weder seine Gestalt noch sein Inhalt allgemein verbindlich vorgeschrieben werden. Gleichgesinnte mögen sich hier zusammenfinden und ihre Religion gemäß Konsens gemeinsam pflegen. Allgemein kann hier nur gelten, daß die eigene Religionsausübung, so selbstverständlich sie auch immer erscheinen mag, keinesfalls anders Gesinnten schaden darf. Wie auch immer Menschen ihre Gottesbeziehung (sofern von einer solchen die Rede sein kann) leben, die Achtung des Mitmenschen verbietet religiöse Bevormundung oder gar Übergriffe, wenn anders das Grundrecht der Selbstbestimmung des Individuums gilt. Je deutlicher Religion als Beziehungsphänomen eigener Art erkannt wird, desto schlüssiger erscheinen Religion/Glaube und individuelle Selbstbestimmung aneinander gebunden.

Gängig kleidet sich diese Erkenntnis in die im 19. Jahrhundert aufkommende Aussage, daß Religion/Glaube „Privatsache“ sei. Klarer spricht man wohl von Religion/Glaube als persönlichem, dem Individuum ureigenst zugehörigem Lebelement, das von diesem nicht abtrennbar und daher unbedingt zu respektieren ist. Voraufklärerische Sicht mag hier übertriebenen oder auch fragwürdigen „Individualismus“ um sich greifen sehen. Doch, was hier um sich greift, ist nichts anderes als die Erkenntnis, daß sich gelingendes Leben-in-Beziehung gerade auf der Linie gebotener Rücksicht gegenüber menschheitlichen Gegebenheiten nicht über die Erfordernisse individuellen Lebens im menschheitlichen Kontext hinwegsetzen kann.

Religion/Glaube/Gottesbeziehung/Frömmigkeit begegnet im menschheitlichen Kontext nun mal in unterschiedlicher/je eigener Ausprägung (von Null bis zu fünf verbindlichen Gebetszeiten am Tage und mehr). Dem gerecht werden kann nur, wer ihre Praxis unmißverständlich dem Individuum und dessen persönlicher Verantwortung zuordnet. Immer zugleich in Beziehung eingebunden bedarf der Mensch (das menschliche Individuum) keiner spezifisch religiösen Vorgaben, um dies zu erkennen und für sein Zusammenleben richtungweisende „Werte“ bzw. förderliches Ethos zu entwickeln. Religiöse Überlieferung mag hinsichtlich Ethos und Moral immer noch eine Vorzugsstellung behaupten. Der persönlichen Gottesbeziehung bleiben das *alle* Lebensdimensionen bestimmende In-Beziehung-Sein und dessen Erfordernisse vorgeordnet. In welcher Ausprägung Religion auch immer begegnet – als persönliche „Sache des Glaubens“ muß sie sich den übergreifenden ethischen Kriterien menschheitlichen Miteinanders fügen. D.h.: Überall dort, wo sie das nicht tut, ist Ideologie, sind gar – möglicherweise unbewußte – absolutistische Herrschaftsstrukturen (bis hin zur Tyrannei) im Spiel, wird das Gottesbild zum Vehikel der Absicherung selbsteigener Hoheit gegenüber den sogenannten „Gottlosen“/„Ungläubigen“ oder auch bloß Fremden. *Echte Toleranz* gegenüber Anders- oder Ungläubigen bekundet nicht etwa eigene Glaubens-

schwäche oder Indifferenz, sondern die weise Bescheidenheit derer, die realisieren, daß sie bei aller geglaubten Nähe (ihres) Gottes nicht in Gottes Rat sitzen und das letzte Urteil über fremde Gestalten von Gottesbeziehung allein Gottes Sache sein lassen.

⇒ GANZHEITLICHE POLARE SICHT WIDER ENTWERTENDE ÜBERTREIBUNG

Auf der Spur paternal geprägter Tradition kann jegliche Relativierung überkommener „Werte“ und schließlich auch religiöse Toleranz der Fehlentwicklung zu einem fragwürdigen „Individualismus“ zugeschrieben werden. Wer Einzelmensch und Menschheit unterscheidet und die Verflechtung des Lebens in-Beziehung (mit seinen Polaritäten!) wahrnimmt, wird dagegen nicht übersehen, daß dieser Kritik letztlich ein vom abstrakt gefaßten Individuum ausgehendes, gleichsam einäugiges Konzept zugrunde liegt, das sich – eingeschränkt, wie es ist – zwangsläufig über direkte Verallgemeinerung der eigenen Sicht in Selbstverabsolutierung (mit all ihren Tücken) verfangen muß. Nur ein Geist, der fragwürdig vereinnahmendem Kollektivismus verhaftet ist, kann im individuellen Recht auf Selbstbestimmung fragwürdigen Individualismus am Werke sehen.

Überall, wo einer glaubensgeleiteten Überzeugung (ob religiös oder säkular weltanschaulich geprägt, bleibt sich gleich) Blindheit auf einem Auge eignet, kommt es schnell zu dem, was der Kommunikationspsychologe Friedemann Schulz von Thun „entwertende Übertreibung“ nennt.¹¹ Überhöhter (=verabsolutierter) eigener Position entspricht die überspitzt abwertende Einschätzung der vermeintlich gegnerischen Position. Stammtische zehren von diesem populismusträchtigen Muster. Einseitige Perspektive neigt gar zu moralisch unversöhnlicher Gegnerschaft. Fragwürdige „-Ismen“ greifen um sich. Wer sich dagegen die polare Zugeordnetheit von Selbst- und In-Gemeinschaft-Sein vergegenwärtigt, wird hinter praktizierter „Selbst-Bestimmung“ nur dort ein Fragezeichen machen, wo diese sich selbstherrlich über unabdingbare Erfordernisse des Seins-in-Gemeinschaft hinwegsetzt. Kurz: Werden die polaren Vorgegebenheiten menschlichen Lebens-in-Beziehung wahrgenommen, kann „entwertende Übertreibung“ vermieden und aus spontaner Gegnerschaft wechselseitiger Respekt werden. Auf jeden Fall bedeutsam ist dabei der Umgang mit überkommenen Idealen oder auch Leitvorstellungen des Guten.

Ideale folgen dem Anliegen, Züge des Guten rein, d.h. ungetrübt und vollkommen, vor Augen zu stellen. Je einleuchtender sie für sich sind, desto eher lauert dann allerdings auch einseitige Fokussierung. Die kann indes nicht förderlich sein, weil sie übergreifende Zusammenhänge mißachtet. Die Ideale der Enthalt-

¹¹ Friedemann Schulz von Thun, Miteinander Reden 2, Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung. Differenzielle Psychologie der Kommunikation, Hamburg 1989, S. 38ff. – Ausführlich dazu meine „Pastorale Ethik. Praktische Seel-Sorge-Theologie II“ von 1999, S. 37ff.

samkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit beleuchtete ich daraufhin eingehender. Bis heute kann das christliche Ideal der „Nächstenliebe“ angemessene Selbst-Verwirklichung unbesehen entwerfen. Bis heute können Glaubens- wie Gesinnungsgefolgschaft in einer Weise mit *blindem* Gehorsam verknüpft begegnen, die weder Zweifel noch Widerspruch gelten läßt und Unmündigkeit transportiert. An anderer Stelle¹² ging ich dem letztgenannten Phänomen ausführlich nach.

⇒ GLEICHSTELLUNG VON MANN UND FRAU – SEXUALETHIK AUF EIGENEN FÜßEN

Daß ethische Leitvorstellungen mit Richtungweisenden Vorstellungen vom Leben und dem zugehörigen Menschenbild korrespondieren, liegt auf der Hand. Schon lange erschließen sich für mich Aussagen zu gelingender Lebensgestaltung über die Vorstellung vom Leben-in-(mehrdimensionaler)Beziehung. Einstieg über den Beziehungsgedanken schließt polare Sicht ein. Polare Sicht löst – kurz und bildlich gesagt – auch das von den „Vätern“ überkommene „Menschenbild“ aus seiner androzentrischen Verklebung. Angesichts immer noch wirksamer Einseitigkeiten *muß* wahrgenommen werden, daß im Einzelmenschen nicht ein Abstraktum, sondern entweder ein männliches oder ein frauliches Menschenwesen begegnet. Das aber heißt: Frau und Mann (Frauliches und Männliches) begegnen in menschheitlicher Sicht einander selbstverständlich gleichgewichtig zugeordnet. Nicht nur die prinzipielle Gleichstellung von Frau und Mann (die Reihenfolge wird unwichtig) kann damit eigentlich nicht mehr strittig sein. Auch das Bemühen, um höherer Ziele willen Geschlechtlichkeit aus dem Leben herauszuhalten, geht letztlich fehl, weil es das im geschlechtlichen Gegenüber-Sein wohnende Potential ebenso notwendiger wie förderlicher gegenseitiger Ergänzung gleichsam links liegen läßt.

Keineswegs von ungefähr ist menschliche Sexualität bis hin zum lustvollen „Sex haben“ nicht nur auf Fortpflanzung und Arterhalt hin angelegt. Von „Sex“-Furcht bzw. asketischen Leitbildern geprägte Tradition transportiert hier mancherlei Verklebungen und verstellt damit offenen Zugang zum Erleben ganzheitlicher Verbundenheit in welcher Gestalt auch immer. Schlüssige Beziehungsethik entrümpelt mithin auch die Sexual-Ethik. Von „verwerflichem Dammbruch“ kann dabei gleichwohl nicht oder nur gesprochen werden, wenn entwerfende Übertreibung im Spiel ist. Auch für gelebte Sexualität gilt, was allgemein für gelingendes Leben-in-Beziehung gilt. Sie muß zur jeweiligen Beziehung und ihren Gegebenheiten stimmen und erfordert nach wie vor entsprechende Achtsamkeit.

¹² Siehe dazu v.a. mein Skript von 2011: „Glauben heute – im postpaternalen Zeitrahmen. ...“

⇒ ABSCHLIEßENDE BETRACHTUNG

Meine hier vorliegende Abhandlung setzt beim Stichwort von der geschlechtergerechten Sprache ein und kreist um die Notwendigkeit einer Horizonterweiterung angesichts einer Tradition, die abstrakt vom Menschen redet und damit differenzierte, d.h. erweiterte und damit verbindende, Sicht verstellt.

Ich wuchs als humanistisch geprägter Bildungsbürger in und mit dieser Tradition auf. Was mir über mein Studium entgegen kam, hielt sich weitgehend in den Grenzen des Überkommenen. Sicher brachte die Soziologie neben der Philosophie neue Aspekte ein. Neben das alte ontologisch orientierte Bemühen um Selbstvergewisserung eines abstrakt vorgestellten Ich/Selbst der aktuellen Philosophie trat die junge Soziologie mit ihrer Entdeckung gängiger Strukturen gesellschaftlicher Abhängigkeit und konfrontierte das abstrakte Selbst mit einem dieses/die „Persönlichkeit“ bedrohenden abstrakten „Man“. Auch die junge Psychologie wartete mit Deutungsmodellen auf, die – je nach Schule aus unterschiedlicher Richtung – den Angriff auf die Freie Persönlichkeit verstärken konnten. Die sogenannte Existenzphilosophie formulierte daraufhin ein „Selbst-Verständnis“ auf absolutem Abstraktionsniveau. Hier galt nur noch „Alles [„Sein“=„Existenz“] oder Nichts“. Daß sich die Theologie damit durchaus befreunden konnte, begleitete mein Theologiestudium. Sie sah „Entscheidung“ angesagt, Entscheidung zwischen dem „ganz anderen“ Gott und der umgebenden „Welt“, und verortete das Subjekt der Entscheidung in einem „dialektischen“ Dazwischen.

Wer sich im (abstrakten) dialektischen Dazwischen festmacht, schwebt gleichsam über den Vorgegebenheiten von Beziehung und kann die eigene Verflechtung in diese und aus ihr erwachsendes Potential der Gestaltung nicht schlüssig wahrnehmen. Die Weise, in der das theologische Konzept Paul Tillichs das Verharren in einer von der „dialektischen Theologie“ diktierten Distanz zur „Welt“ überholte und neue Kategorien zur Verfügung stellte, brachte mich hier weiter.

Theologische Rede sieht – nach Tillich – Gott und Mensch/Welt einander gegenüber und sucht Antworten auf Fragen, die aus dem vorfindlichen Leben in Beziehung zu Gott erwachsen. Alle Wissenschaften sind hier einbezogen. Im Kontext der Betrachtung der Geschichte als Ort menschlicher Lebensgestaltung gelangte ich (über Tillich) zur Einsicht, daß sich Individual- und Sozialethik allenfalls perspektivisch unterscheiden und nicht voneinander absehen können, wenn man denn die Korrespondenz von Selbst- und In-Gemeinschaft-Sein erkennt. Im Kontext von Psychologie und Kommunikationswissenschaft entdeckte ich die Notwendigkeit, die Lehre von der „Seelsorge“ gleichsam auf lebendige Füße zu stellen – untrennbar verbunden auch mit ethischen Fragen.

Bei all dem mußte ich 75 Jahre alt und es mußten wohl erst Fragen angemessener Wertung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaft virulent werden, bis ich auf die anthropologische Engführung aufmerksam wurde, die die überkommene

abstrakte Rede vom Menschen bis in meine Generation hinein befördert. In ihrer Spur war es möglich, die Gleichstellung der Geschlechter hintan zu setzen. In ihrer Spur entstand ein Persönlichkeitsideal, das, um der Abgrenzung höheren Menschenwesens vom Tierischen willen, menschlichem „Sex“ sozusagen höchstens einen Platz im Keller zugestand und unbotmäßige sexuelle Regungen, Phantasien und gar Praktiken schnell als „Schweinkram“ oder „pervers“ abtun konnte.

Der Zeitenwandel leistet hier seinen Teil Aufräumarbeit. Auch von einem bezeichnenden Irrtum müssen Anhänger des „klassischen“ Persönlichkeitsideals Abschied nehmen. Der Satz „Höchstes Glück der Erdenkinder / Sei [sic!] nur die Persönlichkeit“, stammt zwar vom Dichturfürsten J. W. v. Goethe, gibt aber keine für ihn feststehende Überzeugung wieder, sondern kommt als Meinungszitat im Munde „Suleikas“ („West-östlicher Divan“, „Buch Suleika“) daher.¹³ Zumindest in Gestalt von Suleikas Geliebtem „Hatem“ konnte der alte Goethe den männlich geprägten Persönlichkeits-Kult locker hinter sich lassen.¹⁴ Daß er deswegen zum Wegbereiter einer neuen Anthropologie geworden wäre, wird man(n)/frau kaum behaupten wollen.

Erst, wo Leben grundlegend als Leben-in-(mehrdimensionaler)Beziehung verstanden wird, erst auf der Spur konsequenter Beziehungs-Ethik/Anwendung des Beziehungs-Aspekts erscheint auch eine Revision überkommener anthropologischer Engführung unabweisbar geboten. Mit ihr finden existentialistisch-einsames „Selbstverständnis“, hartnäckige androzentrische Anwandlungen und feministische Überspitzungen ihr notwendiges Gegengewicht.

13 Suleika a.a.O.: „Volk und Knecht und Überwinder / Sie gestehn, zu jeder Zeit: / Höchstes Glück der Erdenkinder / Sei nur die Persönlichkeit. // Jedes Leben sei zu führen, / Wenn man sich nicht selbst vermißt; / Alles könne man verlieren, Wenn man bliebe was man ist.“

14 „Hatem“ bemerkt a.a.O. dazu: „Kann wohl sein! so wird gemeinet; / Doch ich bin auf andrer Spur; / Alles Erdenglück vereinet / Find ich in Suleika nur. // Wie sie sich an mich verschwendet, / Bin ich mir ein wert es Ich; / hätte sie sich weggewendet, / Augenblicks verlör' ich mich.“